

The background of the entire image is a brick wall. The top half of the wall is covered in a thick layer of bright blue paint that is peeling and cracking, revealing the red bricks underneath. The bottom half of the wall is covered in a thick layer of bright red paint, also peeling and cracking, revealing the red bricks underneath. At the very bottom, there is a layer of bright yellow paint, which is also peeling and cracking, revealing the red bricks underneath. The overall effect is one of decay and vibrant color.

IVY POCHODA

**VISITATION
STREET**

ROMAN

ARS VIVENDI

RED HOOK, BROOKLYN. Es ist Sommer. Die Hitze drückt. Aus Langeweile beschließen die beiden Teenager June und Val, auf einem Schlauchboot aufs Meer hinauszupaddeln. Nur Val kehrt an Land zurück, zutiefst traumatisiert. Das tragische Ereignis geht auch an den Bewohnern des Viertels nicht spurlos vorbei. Unter ihnen Cree, ein schwarzer Jugendlicher, der zum Hauptverdächtigen der Polizei wird, Fadi, ein aufstrebender Bodega-Besitzer, und Jonathan, ein gescheiterter Musiker, der mit den Sünden seiner Vergangenheit zu kämpfen hat. Ivy Pochoda erzählt von zerbrochenen Träumen – und einem dunklen Geheimnis, das *Visitation Street* spannend bis zur letzten Seite macht.

IVY POCHODA, geboren 1977, ist Schriftstellerin und lebt in Los Angeles. Sie wuchs in Brooklyn auf, studierte in Harvard und war professionelle Squashspielerin. Bei ars vivendi erschien bereits ihr Roman *Wonder Valley* (2019).

BARBARA HELLER lebt als Übersetzerin aus dem Englischen, Niederländischen und Französischen in Heidelberg. Zu den von ihr übersetzten Autoren gehören u. a. Salman Rushdie, Georges Simenon, Agatha Christie und Connie Palmen.

IVY POCHODA

VISITATION STREET

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Barbara Heller

ars vivendi

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Visitation Street bei ecco/HarperCollins Publishers.
Copyright © 2013 by Ivy Pochoda

Die Arbeit der Übersetzerin an diesem Buch wurde durch ein Stipendium des
Deutschen Übersetzerfonds e. V. gefördert.

Deutsche Originalausgabe
1. Auflage August 2020
© 2020 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

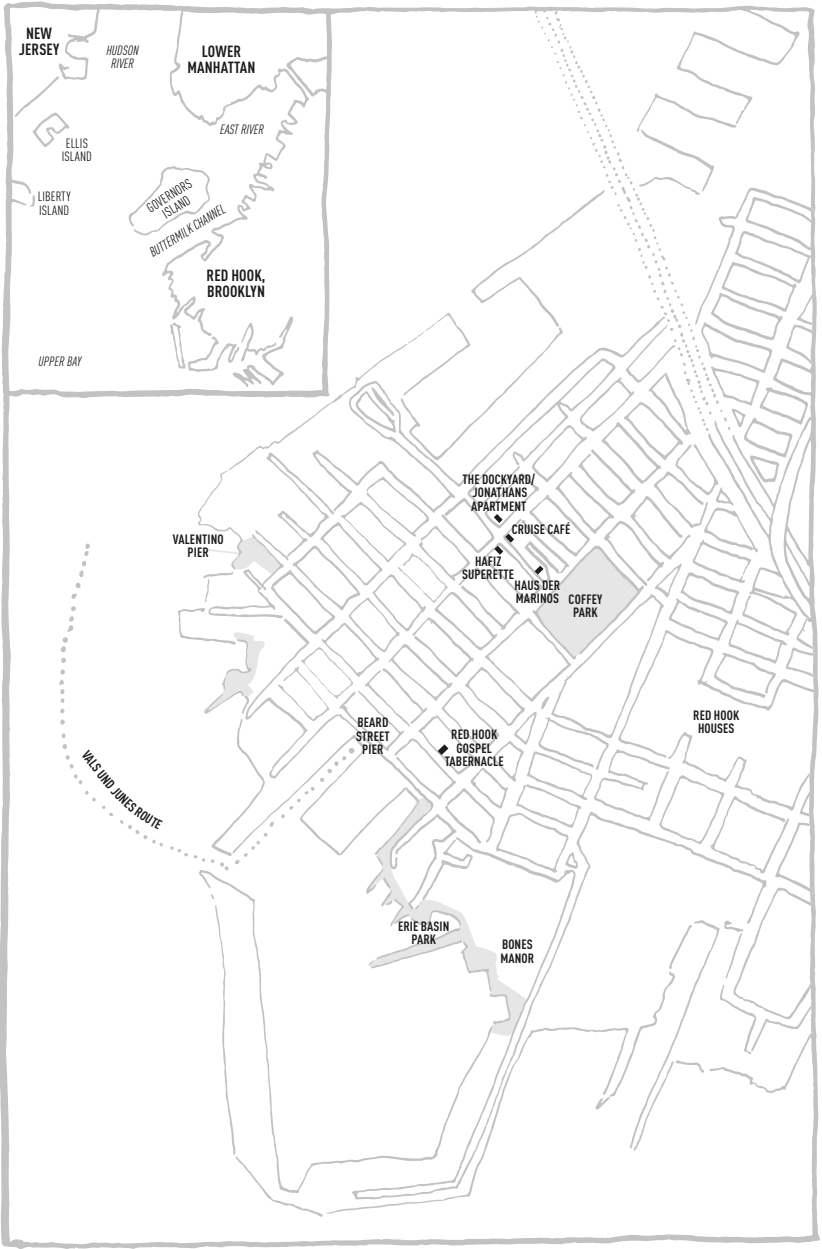
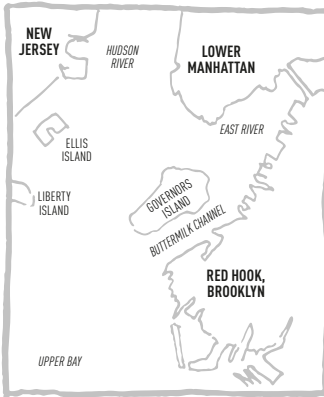
Covergestaltung: FYFF, Nürnberg
Motivauswahl: ars vivendi
Coverfoto: © Alamy / John Anderson
Druck: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier
der Papierfabrik Schleipen.
Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und
sozial verantwortungsvoller Forstwirtschaft.



Printed in Germany

ISBN 978-3-7472-0116-9

Für Justin Ames Nowell



VISITATION STREET

e i n s

Der Sommer ist die Party der anderen. Er gehört den Hipstern, die man in ausgelatschten Sneakers und farbbespritzten Jeans neuerdings aus der Bar ein paar Häuser weiter kommen sieht. Er gehört den puerto-ricanischen Familien mit ihren Aluschalen voll Fleisch, ihren Holzkohlengrills, von denen Rauchsignale aufsteigen, er gehört sogar den alten Männern, die vor dem Veteranentreff VFW sitzen und das Viertel an sich vorüberziehen lassen.

Val und June liegen im ersten Stock von Vals Elternhaus in der Visitation Street auf dem Bett. Sie schauen zu den gepflegten zweistöckigen Backsteinreihenhäusern hinüber und warten darauf, dass der Abend Gestalt annimmt.

June hat die Nummern von zwanzig Jungs in ihrem Handy – zehn würde sie selbst gern küssen, zehn, schwört sie, sind scharf drauf, sie zu küssen –, und trotzdem sind die Mädchen allein. June scrollt durch ihr Telefonbuch, ob sie nicht jemanden vergessen hat; ihr lackierter Fingernagel klickt auf das Display. Wenn sie so weitermacht, ist der Akku bis Mitternacht leer – hofft Val.

Die beiden haben in der Kinderkrippe der Kirche Visitation of the Blessed Virgin Mary wieder den ganzen Tag Babys betreut und nichts vom Sommer gehabt. Sie haben den Gemeinschaftspool und die offenen Hydranten verpasst. Sie haben erneut die Gelegenheit verpasst, im Bikini auf der Vordertreppe zu sitzen. Sie haben den langsamen Übergang vom Nachmittag zum Abend, vom Rumhängen zum Rausgehen verpasst. Aber wenigstens haben sie ein bisschen Geld verdient, für später, wenn sie alt genug sind, um es für etwas Interessantes auszugeben. Mit ihren fünfzehn Jahren ist alles Interessante für sie noch außer Reichweite.

Die Visitation Street ist eine der schönsten in Red Hook, eine von Bäumen gesäumte Wohnstraße im überwiegend weißen, am Wasser gelegenen Teil des Viertels. Red Hook, durch den Expressway von Carroll Gardens mit seinen prächtigen Brownstone-Straßenzügen abgeschnitten, liegt auf einer anderthalb Kilometer langen Landzunge an der Südspitze Brooklyns, dort, wo der East River in die Bucht mündet. Der Coffey Park in der Mitte des Viertels trennt das »Vorn«, den verfallenden, aufgegebenen Teil am Wasser, von der Festung des »Hinten« mit den Sozialbauten und Billigsupermärkten.

Überall ringsum heizt sich der Abend auf. Die Vordertreppen füllen sich, manche mit neu Zugezogenen in Secondhandklamotten, andere mit grauhaarigen Männern, die die Luft durch die Zähne ziehen, als könnten sie sich damit Kühlung verschaffen. Es ist ein heißer Abend nach einer ganzen Reihe heißer Wochen. Der Gemeinschaftspool war den Tag über brechend voll, die Betoneinfassung ein Mosaik aus bunten Handtüchern. Die Männer von der Feuerwehr, die Red Hook Raiders und die Happy Hookers, haben Überstunden gemacht und sind durch die Straßen gefahren, um unerlaubt geöffnete Hydranten zu schließen und den Kindern zu sagen, sie sollen sich woanders abkühlen. Die Leute sind sich aus dem Weg gegangen, so gut sie konnten. Inzwischen hat jeder seine eigenen Abkühlungsgewohnheiten entwickelt – ein nasses Durag für den Kopf, ein Miniventilator direkt vor der Nase, ein kaltes Bier noch vor dem Mittagessen.

Hinter dem Haus haben Vals Schwester Rita und ihre Clique den Gartenpool in Beschlag genommen und feiern noch immer ihren Highschoolabschluss vor zwei Monaten. Der asphaltierte Hof ist mit Coors-Light-Bierdosen und herumrollenden Flaschen hochprozentiger Alcopops übersät. Val und June haben eine Weile am Rand gestanden und zugeschaut. Als die Gespräche auf Themen kamen, die nicht für ihre Ohren bestimmt waren, hat Rita sie ins Haus geschickt.

»Der Typ in dem Liegestuhl«, sagte June, als sie die Treppe hinaufstiegen. »Der hat mir an den Arsch gegrapscht. Aber wie!« Doch bei aller Empörung strahlte sie.

»Dein Hintern ist ihm in die Hand gefallen, so war's«, sagte Val.

Junes Kurven sind neuerdings überall, besonders da, wo sie nicht hingehören. Sie sprengen die Knöpfe ihrer Schuluniform, quellen aus ihren zu kurzen Shorts. Die beiden Mädchen, die einander einmal so ähnlich waren, scheinen inzwischen wie aus verschiedenem Stoff gemacht: Val, deren helle Haut keine Sonne verträgt, aus Schilf und Zweigen – wie die traurigen jungen Bäumchen im Park, die zwar in die Höhe schießen, aber dann nicht ausschlagen – und June, die selbst im Winter mit einem olivfarbenen Teint gesegnet ist, aus etwas Weichem, Geschmeidigem, aus Lehm vielleicht oder aus Plätzchenteig.

Irgendwo anders, vermutet Val, gibt es vielleicht Jungs, die ihre langgliedrige Gestalt bewundern, aber in Red Hook stehen alle auf Junes üppige Rundungen, ihren elastischen Hintern, ihre Brüste, die June jede Nacht neu zu modellieren scheint, damit man im Viertel immer wieder was Frisches zu sehen bekommt. Selbst ihre braunen Haare haben etwas Mutwilliges, so wie sie wippen und sich kringeln. Vals eigenem, unscheinbar strohfarbenem Haar fehlt es an Enthusiasmus, findet sie.

Sie weiß, dass die Zeit für Kinderkram knapp wird. Wenn die Schule wieder anfängt, wird man von ihnen erwarten, dass sie perfekt gestylt auf Partys erscheinen. Aber manchmal kann Val ihre Albernheit nicht zügeln. Nachdem sie tagsüber in der Kinderkrippe eingesperrt waren, will sie sich jetzt austoben. Nicht auf eine direkte, offenkundige Art, etwa indem sie eine Flasche mit etwas Süßem, Alkoholischem mitgehen lässt oder heimlich eine Zigarette raucht. Sie ist auf etwas anderes aus, einen Streich, ein Geheimnis, das sie und June irgendwann mal, wenn sie beschwipst oder sogar high bei einem Jungen auf dem Sofa sitzen, preisgeben können.

Das Fenster steht weit offen. June hat sich dort in Stellung gebracht und springt jedes Mal auf, wenn sie draußen Schritte hört. Mit ausgebreiteten Armen stützt sie sich am Fensterrahmen ab.

»Heut Abend will ich's wissen«, sagt sie so laut, dass man es auf der Straße hören kann. »Heut mach ich einen drauf.« Sie lässt die Hüften kreisen und drückt die Brust heraus. Ihre Shorts spannen

an den Nähten. Wenn sie ihren Rücken noch einen Zentimeter weiter durchbiegt, platzt die ganze Packung, fürchtet Val. »Denen zeig ich's.«

Irgendwie erinnert Junes Pose Val an eine Tüte Mikrowellenpopcorn. Sie lässt sich aufs Bett zurückfallen, und ihr Lachen schallt bis auf die Straße hinaus.

»Baby«, sagt June, »du lachst wie ein Baby.« Sie tritt vom Fenster zurück und lässt sich ebenfalls aufs Bett plumpsen, hält aber Abstand zu Val. Sie mustert ihre Fingernägel, dann holt sie ihr Handy hervor. »Lass uns irgendwas machen.«

»Wir könnten oben auf dem Dach schlafen«, sagt Val.

June sieht nicht auf.

»Oder einen Film schauen.«

»Damit alle denken, wir bleiben ewig Babys?«

»Was ist so schlecht dran, einen Film zu schauen?«

June steht auf. »Ich hol uns was zu trinken.«

Fünf Minuten später kommt sie mit einer halb vollen Alcopopflasche zurück. »Hat das jemand übrig gelassen?«, fragt Val.

»Ich hab die Hälfte auf dem Weg hier rauf getrunken.«

»Wir könnten das Schlauchboot rausholen«, schlägt Val vor. »Das wär doch was.«

June trinkt die Flasche aus. »Bescheuerte Ideen hast du manchmal.«

»Deine einzige Idee war, meiner Schwester eine halb volle Flasche zu klauen.«

»Dann hol eben das Scheißboot.« June legt den Kopf in den Nacken, schüttelt ihr Haar und bläst den Rauch einer unsichtbaren Zigarette aus.

»Hör auf rumzuzicken«, sagt Val.

Das Gummiboot ist ein Geschenk von ein paar älteren Jungs, die sie schon länger aufgezogen und gereizt und sich schließlich letztes Wochenende am Pool an sie rangemacht haben. Val und June hatten keine Ahnung, was sie mit dem knallrosa Boot anfangen sollten, haben es aber trotzdem angenommen. Und heute – ihr ist heiß, und die

Decke fällt ihr auf den Kopf – entscheidet Val, was sie damit machen: in die Bucht rausfahren, sich abkühlen, sehen, was auf dem Wasser passiert.

Die Mädchen machen sich auf den Weg. Das Boot schlägt ihnen beim Gehen an die Beine. »Es ist dein Boot, also trag du's allein«, sagt June und setzt ihr Ende ab.

Spätsommergerüche hängen in der Luft: Gullygestank, Grilldüfte und der Geruch von brackigem Wasser, der sich in Red Hook zu jeder Jahreszeit hält. Die Nacht hallt wider vom Lärm der anderen: Gelächter, das aus Fenstern fällt, das Call and Response rivalisierender Gettoblaster. Die Mädchen nähern sich dem Coffey Park am Rand der Sozialsiedlung, des Red Hook Housing Project. June geht voraus, hält ein paar Schritte Abstand zwischen sich und Val mit dem Boot. Val lässt sie vorangehen, weiß nicht recht, was sie davon halten soll, dass June die Hüften schwingt und ihre Mähne wie ein Zirkuspferd schüttelt. Am einen Ende des Parks liegt die zu Lofts umgebaute alte Kofferfabrik, am anderen das erste der Sozialhochhäuser und dazwischen ein Platz, auf dem Basketball- und Barbecue-Schlachten geschlagen werden.

Die Parkbänke sind voll besetzt. Viele davon sind in Bühnen für Newbie-Rapper umfunktioniert, deren Reime ab und zu von den wummernden Bässen aus vorbeifahrenden Autos übertönt werden. Mädchen, in ihren engen Glitzerklamotten wie Geschenke verpackt, bumpen und dippen im Rhythmus mit. June und Val beneiden sie um ihre Doorknockerohrringe, ihre lässige Sprache, ihre straff sitzenden Haltertops, die hautengen Shorts. Darum, dass sie hier spät-abends ihren Spaß haben.

Nach dem sonntäglichen Gottesdienst mit ihren Eltern in der Visitation of the Blessed Virgin Mary stehlen sich June und Val manchmal davon. Bei Tageslicht haben sie keine Angst, durchqueren den Coffey Park und gehen mitten durch die Projects bis zum Red Hook Gospel Tabernacle, einer kleinen Ladenkirche in einer Seitenstraße, in der man sie möglicherweise nicht gern sieht. Im Frühjahr und

Sommer stehen die Türen offen, und sie können einen Blick in den kleinen, neonerleuchteten Raum mit seinen Klappstühlen und dem Linoleumboden werfen. Val und June kennen einige aus dem Chor noch von der Grundschule, bevor sie in die katholische Schule auf der anderen Seite des Expressway geschickt wurden.

Aber jetzt, bei Nacht, trauen sie sich nicht in den Park. Sie gehen am Rand entlang. June schlägt den Bund ihrer Shorts um, damit sie höher sitzen.

»Du kannst einfach alles tragen. An dir würde sogar eine Papiertüte scharf aussehen«, hat sie neulich zu Val gesagt. »Aber ich hab da so meine Probleme.« Sie umfasste ihre Brüste. »Du weißt schon, meine Schwergewichte.«

Im Moment scheint ihr Körper sie nicht allzu sehr zu belasten. Sie trödelte vor jeder Bank herum, löst Haarsträhnen aus ihren silbernen Kreolen, zieht ihr Bikinioberteil unter dem T-Shirt zurecht. Val bleibt dann ein paar Schritte zurück, halb im gelben Lichtschein einer Laterne, ihr schmaler Schatten vor ihr auf dem Boden.

June kennt eines der Mädchen noch aus ihren ersten Schuljahren. Monique sitzt auf der Lehne einer Bank nicht weit vom Parkeingang. Damals hat sie oft mit Val und June im Keller der Marinos aus kaputten Möbeln Burgen, Raumfahrzeuge und Schiffe gebaut. Sie zogen Ritas Kleider an, stöckelten in Ritas Schuhen durch den Keller, schmierten sich ihr Make-up ins Gesicht. Manchmal gingen sie auch zu June, um das Orangeneis am Stiel zu essen, das ihre Großmutter machte, oder um Kirschkerne aus dem Fenster im ersten Stock zu spucken. Zu Monique, die in den Projects wohnte, gingen sie nie.

»Hey, Monique!«, ruft June. »Monique!«

»Da will jemand was von dir, Mo«, sagt einer der Jungs auf der Bank. Er schwenkt eine Bierflasche und wischt sich die verschwitzte Hand an seinen weiten Basketballshorts ab. Monique mustert June und Val. »Willst du deine Freundinnen nicht herholen?«, fragt der Junge und stupst Monique mit der Flasche an.

»Nein.« Monique wendet sich ab.

June rührt sich nicht vom Fleck, aber Val geht weiter, stößt sie mit dem Boot an.

»Pass doch auf«, sagt June.

Der Junge hält ihnen die Flasche hin. »Auch n Schluck?«

June zögert, tritt von einem Fuß auf den anderen. Val weiß, dass sie Moniques Blick sucht, um zu sehen, ob das hier cool ist. Aber Monique schaut nicht her, sie lacht mit ein paar älteren Mädchen.

»Auch n Schluck?«, fragt der Junge noch einmal, trinkt selbst und hält ihnen erneut die Flasche hin. Er leckt sich die Lippen, dann zeigt er Val und June seine Zähne. Zwei sind golden überkront und mit Diamantsplintern besetzt, die das Licht einfangen und ihm das Lächeln einer Halloweenlaterne verleihen. Er schüttelt den Kopf. »Na ja. Hätt ich mir denken können.« Er lässt die leere Flasche ins Gras fallen.

»Hast du mir nichts übrig gelassen?«, fragt Monique und klatscht ihm mit der Hand aufs Bein.

»Woher soll ich wissen, dass du was willst?« Die beiden starren Val und June an.

»Komm weiter«, sagt Val.

»Was hast du's denn so eilig?«, fragt June.

Val fasst sie am Handgelenk. Monique und ihre Crew werden gleich losprusten, das weiß sie. Sie zieht June vom Park weg.

»Hast du gesehen, wie der uns angeschaut hat?«, fragt June.

Val hängt sich bei ihr ein. »Klar.«

Im Weitergehen versuchen sie sich so lässig zu geben wie Monique und ihre Crew. Probieren nervös Wörter aus, die sie zu Hause oder in der Schule nie in den Mund nehmen würden. Nennen einander »Schlampe« und warten auf die Konsequenzen, die aber ausbleiben, weil niemand in der Nähe ist. Sie gehen am Rand der Projects entlang und nähern sich auf dunklen, kopfsteingepflasterten Straßen dem Wasser. Außer ihnen sind da nur ausgebrannte Straßenlaternen und leer stehende Lagerhäuser.

Der Vollmond steht hoch am Himmel. Die letzten Lichter der Wohnblocks bleiben hinter ihnen zurück. Die Sommergeräusche und das Stimmengewirr des Parks sind verebbt, und die Mädchen

sprechen jetzt lauter, sprechen gegen die Stille an. Sie schwenken die Arme, machen ausladende Gesten, drängen die Schatten zurück, die aus verlassenem Hauseingängen und zerbrochenen Fenstern kriechen. Sie kennen die Gerüche, versuchen sie zu ignorieren: die tollwütigen, verwilderten Hunde, die sich in der verlassenen Zuckerraffinerie paaren, die rastlosen Junkies, die Obdachlosen, die Verrückten.

Ein paar Blocks vom Wasser entfernt liegt ein mit Abfällen übersätes, kniehoch von Unkraut überwuchertes Gelände. In der Mitte ist ein verfallenes Fischerboot im Müll vertäut. Das Unkraut raschelt, und die Mädchen gehen schneller. Von dem Boot her ertönt ein Pfiff. Sie drehen sich um. Cree James, ein Junge aus den Projects, sitzt mit baumelnden Beinen auf dem Bug. Cree hat viel Zeit mit Rita verbracht, bis Vals Eltern der Freundschaft ein Ende machten. Er sieht gut aus – rundes Gesicht, große Augen, hohe Wangenknochen. In den heißen Sommermonaten lässt er sich den Kopf kahl rasieren.

»Wo wollt ihr hin?«

»Irgendwohin«, antwortet June.

»Wieso sitzt du hier ganz allein?«, fragt Val.

»Ich hab hier was zu tun.«

»Sieht aber nicht so aus«, sagen beide Mädchen gleichzeitig.

»Was wisst ihr schon?«

»Einiges«, antwortet Val.

»Zum Beispiel?«

»Mehr, als du denkst«, sagt June.

»Ach ja?« Cree trommelt mit den Füßen gegen den Rumpf des Bootes.

»Ja.« June hakt die Finger in den Maschendrahtzaun, der das Gelände gegen die Straße abschirmt. »Komm her und find's raus.«

Val knufft sie in die Seite.

»Große Klappe für eine Vierzehnjährige«, sagt Cree.

»Fünfzehn.«

»Trotzdem große Klappe.«

»Du willst also nicht mit uns abhängen?«, fragt June.

Cree schüttelt den Kopf. »Ich muss noch wohin.«

»Schade. Wir wissen nämlich, wo die Party abgeht«, sagt Val. Normalerweise würde es sie nervös machen, mit einem Achtzehnjährigen zu flirten, wenn auch nur zum Spaß. Aber hier, auf fremdem Terrain, traut sie sich.

»Ja, klar«, sagt Cree.

»Wir könnten eine Menge Spaß haben«, sagt June.

Die Mädchen setzen sich wieder in Bewegung. Junes Stimme hat jetzt nicht mehr diesen aufreizenden Unterton. Val spürt, dass sie sich entspannt und sich mit dem gemeinsamen Abenteuer anfreundet.

»Wir wissen, was Sache ist«, sagt Val.

»Wir kennen uns aus.«

»Wir wissen Bescheid.«

Cree sieht den Mädchen nach, die mit dem pinkfarbenen Schlauchboot zwischen sich auf der dunklen Straße verschwinden. Als Kinder haben sie oft mit Crees Cousine Monique gespielt, damals, als er mit Rita befreundet war, bis ihre Eltern sagten, die Kids aus den Red Hook Houses seien für Mädchen aus dem Uferviertel tabu. Nie hätte er gedacht, dass Val und June einmal in diesem Teil von Red Hook aufkreuzen würden, schon gar nicht so spät. Nachts hat er die Ecke hier normalerweise für sich allein. Selbst Leute aus den Projects meiden diese Straßen nach Einbruch der Dunkelheit. Und niemand achtet groß auf ein im Unkraut vertäutes Boot, eine der alten Red-Hook-Geschichten aus der versunkenen Welt der Hafenarbeiter.

Aber dieses verrottende Fischerboot hat nie einem der Typen gehört, die sich im VFW oder in der letzten noch existierenden Hafenkneipe treffen. Es hat Crees Vater Marcus gehört, einem Gefängniswärter, der es auf einem Schrottplatz in Jersey gekauft hatte. Später wurde es an Land gebracht, nachdem Marcus von einer Kugel getroffen worden war, die niemand Bestimmtem gegolten hatte – ein Kollateralschaden im mittlerweile ruhenden Drogenkrieg. In Crees Augen gehört das Boot jetzt ihm.

Crees Mom Gloria glaubt, dass Marcus' Geist sich noch bei der Bank im Hof aufhält, wo ihr Mann gestorben ist. Oft lässt sie sich

dort mit einer Thermoskanne Eistee nieder. Aber Cree weiß es besser. Kein Geist, schon gar nicht der seines Vaters, würde um eine Bank herumspuken. Ein Kapitän kehrt immer zu seinem Schiff zurück. Cree hofft, dass er das Boot irgendwann wieder zu Wasser lassen und mit Marcus weiter hinausfahren kann, als dieser zu Lebzeiten je gekommen ist.

In manchen Nächten redet Cree sich ein, er könne die schattenhafte Gestalt seines Vaters durch das Unkraut stapfen und an Bord steigen sehen. Er stellt sich vor, wie Marcus in das kleine Deckshaus schlüpft und ans Steuerrad tritt. Dann tut er so, als würden sie zusammen durch die Upper Bay nach New Jersey fahren, wo sie einmal durch die Kopfsteinpflasterstraßen eines anderen verlassenen Hafenviertels gewandert sind. Der gleiche Geruch nach Schlick und Wasser hing dort in der Luft, und der Wind peitschte die leer stehenden Gebäude mit dem gleichen Geräusch. Aber im Hafengebiet von Jersey gab es keine Projects, und niemand warf ihnen Blicke zu, die ihnen sagten, dass sie nicht hierhergehörten.

Auf der Rückfahrt nach Red Hook hat Cree versucht, über die Upper Bay hinweg seinen Wohnblock in der grauen Masse Brooklyns auszumachen. Seltsam, dass der Ort, an dem er wohnte, schon nach einem so kurzen Trip für ihn nicht wiederzuerkennen war. Als hätte er nichts mit ihm zu tun.

Heute kann sich Cree nicht genug konzentrieren, um Marcus zu beschwören. Vielleicht haben ihn auch die Mädchen vertrieben. Cree springt vom Bug des Bootes ins staubige Gras, nimmt Eimer und Angelrute, die er daneben deponiert hat, und macht sich auf den Weg. Seine Schritte verdrängen die Echos, die Val und June hinterlassen haben.

Er geht langsam, mit hängenden Schultern, als wäre die Schwerkraft zu stark. Am Ende der Columbia Street steigt ihm der Geruch des Wassers in die Nase, eine Mischung aus Diesel und Fisch. Er betritt den Pier, der in stumpfem Winkel ins Erie Basin ragt. Er passiert die beschlagnahmten Autos auf dem Polizeigelände und geht bis zu der Stelle, wo der Pier Richtung Ufer abknickt. Er setzt sich hin, lässt

die Beine über dem Wasser baumeln und schaut über die hier vertäuten Schlepper hinweg zu der aufgegebenen Schiffswerft und der Ruine der Zuckerraffinerie hinüber, die bereits vor seiner Geburt abgebrannt ist.

An diesem Ort entsteht in ihm das Gefühl, das er so mag: Als befände er sich am Ende der Welt, als ginge es hier nicht mehr weiter und als würde ihn niemand je finden. Das Scheppern der Bojen, das Plätschern des Wassers, das Fehlen von Stimmen und Straßenlaternen und der riesige Mond, der alles in sein Licht taucht – das alles ist so weit weg von der Stadt, wie Cree es sich nur vorstellen kann. Von hier kann er auf sein Viertel schauen, ohne es zu sehen.

Früher, wenn sein Vater mit ihm in die Bucht hinausgefahren ist, hat er oft von den Orten geträumt, an die das Wasser ihn führen könnte. Aber in letzter Zeit fällt es ihm schwer, sich die Welt jenseits der beiden Brücken vorzustellen, die seinen Horizont begrenzen: der Verrazano Bridge mit dem Zwillings-M und der Bayonne Bridge mit ihrem Buckel.

Er wirft die Leine aus. Hier draußen hat er bereits Bekanntschaft mit der verborgenen Nachtseite von Red Hook gemacht. Er hat gesehen, wie ein brennendes Auto ins Wasser geschoben wurde, und er könnte schwören, einen abgetrennten Arm vorüberstreifen gesehen zu haben, verschrumpelt und blau, einem Meerestier ähnlich. Er hat gesehen, wie Leute Fische fingen und sie in einer rostigen Mülltonne brieten. Er hat Frauen gesehen, die in einem Ruderboot Freier abfertigten, und er hat zwei Asiaten in Neoprenanzügen mit Harpunen schnorcheln sehen. Er hat alle möglichen aus Treibholz und irgendwelchen Brettern zusammengezimmerten Wasserfahrzeuge gesehen.

Er zieht die Angelschnur durchs Wasser, weg von einem am Pier schaukelnden Geflecht aus Tang und Müll. Seinen Fang wirft er stets ins Wasser zurück. Diesmal aber haben die Fische sich für die Nacht freigenommen, und das Wasser sieht schmutzig und träge aus. Schmieriger Schaum bedeckt die Felsen zu Crees Füßen. Selbst die Schlepper klingen traurig, ihre Maschinen stottern, finden keinen Rhythmus.

Doch wo nur die Geräusche des Wassers und das Tuckern der Schlepper hätten sein sollen, hört Cree Stimmen. Er holt die Leine ein und stellt sich vor, Val und June seien in der Nähe und hielten ihn zum Narren. Er steht auf und vollführt eine halbe Drehung, als würde er zu einem Sprungwurf ansetzen. Dann sind die Stimmen wieder weg, und er steht da, starrt ins Dunkel und fragt sich, ob er überhaupt etwas gehört hat.

Die Mädchen wählen eine Stelle zwischen dem Beard Street Pier und der verfallenen Fabrik, wo ein Zweimastsegler allmählich im trüben Hafenbecken versinkt. Das Wasser ist schmutzig, und sie sind nicht die besten Schwimmerinnen, aber das stört sie nicht. Auch nicht, dass sie mit den Händen durch die Brühe paddeln müssen. Sie wollen diesen Pier und auch die nächsten beiden umrunden, um schließlich an dem kleinen Strand beim Valentino Pier an Land zu gehen. Eine halbe Stunde, länger dürften sie nicht dafür brauchen.

Es ist stockdunkel am Wasser. Ihre Schritte hallen von den Lagerhäusern wider. Von zu Hause bis hierher sind es nur zehn Minuten, aber sie waren noch nie nachts in dieser Gegend. Und an diesem Abschnitt des Ufers waren sie überhaupt noch nie. Bis das Wasser in Sicht kam, haben sie sich eingeredet, die Warnungen ihrer Eltern seien kompletter Blödsinn, aber jetzt scheint sich in jedem dunklen Winkel etwas zu verbergen, etwas, das Schutt und Müll verstreut. Wie sollten sie auch die Einzigen hier sein? Bestimmt lauert jemand hinter der gesprungenen Windschutzscheibe des verrosteten Kombis, bestimmt beobachtet sie jemand aus der Ruine der Zuckerraffinerie.

Das Ufer ächzt und kommt wieder zur Ruhe – das Knarren von moderndem Holz ist ein geisterhaftes Stöhnen, das rhythmische Anstoßen eines Bootes am Pier sind näher kommende Schritte.

Etwas rasselt die verfallene Schütte der Raffinerie hinunter und plumpst ins Wasser. Die Mädchen fassen sich an den Händen und fangen an zu singen, machen Lärm, wollen übertönen, was da heruntergefallen ist, versuchen das Dunkel zu bezwingen. Aber das Backsteinlagerhaus und das Hafenbecken werfen ihren Gesang zu-

rück und verzerren ihre Stimmen, sodass sie ihnen selbst fremd vorkommen.

June zeigt auf die Raffinerie. »Ich hab gehört, da spukt's. Bestimmt ist da jemand drin und beobachtet uns.«

Val wirft einen Blick auf das Skelett der Fabrik.

»Die Gespenster sollten sich besser nicht mit uns anlegen«, sagt June.

»Willst du umkehren?«, fragt Val. In der Raffinerie regt sich etwas, sie ist sich ganz sicher. Irgendetwas – irgendjemand – klappert unter dem hohen Stahlgewölbe.

»Nee.« June dreht dem Gebäude den Rücken zu, aber Val kann den Blick nicht abwenden. Sie sieht genau hin, will wissen, ob die Schütte schwankt.

Die Mädchen drehen auf, singen lauter. Auf Zehenspitzen überqueren sie die mit grünem Flaum überzogenen Felsen und lassen das Boot zu Wasser. June tritt zurück. »Du zuerst.«

Val schüttelt den Kopf.

»Dein Boot. Deine Idee.«

Val geht in die Hocke, versucht, nicht die Steine zu berühren, und lässt sich rückwärts ins Boot fallen. Es sinkt unter ihrem Gewicht ein, und öliges Wasser überspült sie. »Ääh!«

June kneift die Augen zusammen und verzieht das Gesicht, dann steigt sie hinter Val ins Boot. Es taucht unter, und die Mädchen werden bis zur Brust durchnässt. »Verdammt, ist das kalt.« June schüttelt sich, als könnte sie so dem Nass entkommen, und bringt das Boot damit beinahe zum Kentern. Dann richtet es sich wieder auf und balanciert sich aus. Und sie schwimmen.

Das Wasser ist kühl und schleimig. Die Mädchen paddeln mit den Händen, kräftig und ungleichmäßig, schieben den Müll weg, der auf sie zutreibt, und versuchen, nicht in das Dunkel unter der bröckelnden Zuckerfabrik zu schauen. Das Boot schwingt dicht an das halb versunkene Segelboot heran, und die Mädchen paddeln wie wild, um das, was mit dem Boot untergegangen ist, nicht herauszufordern. Das Wasser riecht faulig.

d a n k s a g u n g

Unendlich dankbar bin ich meinen Lehrern Doug Bauer, David Gates, Alice Mattison und Lynne Sharon Schwartz. Dank auch an meine wunderbare Agentin Kim Witherspoon bei Inkwell Management, ebenso an Lyndsey Blessing und den unvergleichlichen William Callahan.

Ich weiß, welch unverdientes, unfassbares Glück ich hatte, mit einem Lektor wie Lee Boudreaux und auch mit Michael McKenzie, Ashley Garland, Karen Maine und Dan Halpern von Ecco zusammenarbeiten zu dürfen. Und Dennis Lehane, wow, *danke*. In England danke ich Peter Straus von Rogers, Coleridge & White sowie Suzie Dooré und Francine Toon von Sceptre.

Dank an alle – vor allem Lynn Callahan, Sibby Lynch und Stuart Vyse – im James Merrill House, dass sie mir einen magischen Ort geschenkt haben, an dem ich mit diesem Buch beginnen konnte. Vielen lieben Dank an Tiffany Briere, Sandra Ramirez, Lisa Fetchko, Carlin Wing und natürlich Louisa Hall für ihren Rat und ihre Unterstützung. Und – das versteht sich von selbst – Dank an Justin Nowell, Matt Stewart, Mary Kelley und Judyth van Amringe für ihre Liebe und Begeisterung.

Vor allem aber danke ich meinen Eltern Philip und Elizabeth Pochoda, den besten, sorgfältigsten Lesern (auf je unterschiedliche Weise), die ich mir hätte wünschen können. Vielleicht hattet ihr Grund zur Sorge, wenn ich in Red Hook die ganze Nacht auf den Beinen war – aber ihr seht, am Ende ist alles gut gegangen.

SOMMER IN BROOKLYN.

Zwei Teenagermädchen paddeln aufs Meer hinaus, im Blick die Skyline von Manhattan, die als Versprechen am Horizont steht. In der Schwärze der Nacht gehen sie verloren, und nur eine der beiden kehrt an Land zurück ...

»Eine großartige urbane Oper.
Draufgängerisch und märchenhaft, voller
Geheimnis und Poesie und Schmerz.«

DENNIS LEHANE

www.arsvivendi.com

ISBN 978-3-7472-0116-9

€ 22,00 [D] - € 22,90 [A]

ARS VIVENDI

